

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

103 (3.5.1928) Die Mußestunde

...dem dem entzogen zu werden. Und doch ist die Sprache der
"Bibel" wirklich ein Studium für sich, denn gerade die Sinnigkeit
haben sich immer und in jeder Lebenslage sehr viel zu sagen. Abwe-
sen von dem höher entwickelten Gehirg unterscheidet die Sprache
der Vögel wohl hauptsächlich Lied-, Angst-, Warn- und Zornrufe,
die in sich wieder großer Abwandlungen fähig sind. Die einfachen
Töne der Spatzen, Meisen, Kleiber, Goldhähnchen zum Beispiel sind
ungeheuer vielfach, und wenn man sie eine Weile belauscht, ge-
winnt man einen Einblick in ihre Gemütsverfassung.

Seht kommt die Zeit, da der K u d wieder rufen wird. —
Seine Stimme kennen wir alle, und wenn wir sein tadelmäßiges und
etwas hohles „Kudud“ durch Garten und Wald schallen hören,
wissen wir, daß es wirklich voller Frühling geworden ist, und wir
fragen ihn wohl: Kudud wie lange lebe ich noch, und zähle die
Zahl seiner Rufe. So oft er ruft, so viel Jahre lebt man noch.

Auch der P i r o l, der Pfingstvogel, mit seinem Zuber-
ruf: P i r o l, ist nicht zu verkennen, doch kommt er bei uns seltener
vor. Wenn man ihn aber hört, wird einem wirklich pfingstlich-
festlich ums Herz. Das Klappern des S t o r c h e s ist uns ebenfalls
ein wohlbekannter Laut, wenn wir an Frühlingabenden über Wie-
sen gehen. Es klingt fast wie Mühlengeklapper: Klapp-Klapp-Klapp-
klapp. Seine eigenartige Stimme besteht nur aus Pfiffen, wäh-
rend er das Geflügel mit dem Schnabel vollführt.

Der G a u b e n s t e i f l u h mit seinem Rolsen Federbusch auf
dem Kopf, der auf den Seen und Teichen Deutschlands häufig vor-
kommt und im Frühjahr paarweise auftritt, hat eine höchst eigen-
tümliche Stimme. „Kökök“ ist seine Hauptunterhaltungstform
zwischen Männchen und Weibchen. Wird dieser Ton zu „Krao“
oder „Krao“, so ist das schon eine Form von Gesang. Diese Töne
sind unerkennbar.

Die K r a h e n haben nur geringe Stimmittel zur Verfügung,
man kann sie nicht zu den musikalischen Vögeln zählen, denn ihr
Ruf „Kraai“ ist schrill und freischwebend. Wollen sie Warnungslaute
ausstoßen, so schreien sie kurz „Kra!“ Weitere Töne scheinen ihnen
nicht angeden zu sein. Auch die R o h r d o m m e l, die ja zur Fa-
milie der Kräher gehört, kann mit ihrer Stimme nicht viel Staat
machen. Es ist ein heiseres, rabenartiges Krächzen, das wie Krab
oder Kraus klingt. Verübt ist die Rohrdommel dafür, daß sie
während der Paarungszeit ein gewisses Brüllen hören läßt, das fast
wie das B r ü l l e n e i n e s D i e s e n k l i n g t und in stillen Nächten
kilometerweit hörbar ist. Es klingt etwa wie „Uprumb“, setzt sich
aber oft auch aus mehreren Silben zusammen und heißt dann U e
ü prumb.

Die Quak-Quaklaute der Enten kennen wir wohl alle, viel-
seitiger noch ist die Sprache der G ä n s e, die im Schnattern und
Gackern sich nicht genug tun können. Da lodelt sie: Gacktackataat,
antworten Gabaat, unterhalten sich eifrig: Tackattattattat, erschre-
cken: Kackabaa, lachen, lachen, lachen, und zischen im Zorn.

Von der Gans ist es nicht weit bis zum S c h w a n, dessen zorn-
igen Pfiffen wir wohl alle schon gehört haben. Verübt ist der
Singschwän, der vor dem Sterben sein schönstes Lied singen soll;
doch ist das ein Märchen, das indes seine naturgeschichtliche Begrün-
dung hat. Wenn bei starkem Frost die Seen mit Eis bedeckt sind, so
dok die Schwäne das nötige Futter nicht zu erlangen vermögen,
sammeln sie sich zu Hunderten und lassen ihr melancholisches Geschrei
erhören, das wie die Töne von Gloden oder Wasinstrumenten weit-
hin klingen. Wirklich ist das ihr Sterbelied, da ihnen der Hungertod
droht, doch ist es nicht das Lied eines einzelnen, sondern ein Chor,
der diese starke und harmonische Wirkung hervorbringt.

Die sehr merkwürdige Stimme des M ä u s e b u f f a r d s er-
innert an das Miauen einer Katze, höchst selten hört man die
Stimme des Sperbers, sie ist ein schnell ausgehohenes „K i k i“
oder ein langsames „Käl käl“. Abwechslungsreiche Töne hat der
S a b i c h t, der in Verger und Verdrus einen rechten Mißlaut aus-
stößt, etwa: Zwiä, während er bei der Paarung zu andern Tönen
übergeht: Gäd gäd gäd, gid gid gid, und darauf schnell hinterein-
ander Klat Klat. Ist er in Angst versetzt, so schreit er „Wä wä,
oder höchst ein leises „Wis wis“ aus.

Der W a n d e r f a l k e hat eine starke volltönende Stimme:
Klat, klat, oder Kajat, kajat, die man jedoch hauptsächlich während
der Paarungszeit hört. Das Krähen, Kollern, Knarren, Balzen,
Schleifen, Schnalzen, Schnappen, Worgen, Kröpfen der H ü d e r -
a r t e n ist bekannt; die Stimmen der Hühnervögel sind darob
misslautend, sehr weit von Gesang entfernt, dafür aber am vollkom-
mensten zu einer wirklichen Sprache ausgebildet. Sehr bekannt ist
der helle, weit hin schallende Paarungsruf der W a s t e l: Wüder-
müd, ihr Lodion, Wüdü, der Liebesruf: Reidid oder Brüdrid,
der Ausdruck der Unzufriedenheit ein leises gurr, der Zorn, Trüßli,
Trüßli, des Schredens: Tril red, red, red, das bei großer Angst in
ein Pfiepen umgewandelt wird. Das Redüdn ruf weißtönend
"Girbid" oder "Girbid"; ist es in Angst, so läßt es ein gelientes
Ripripripip erlören oder ein schnarrendes "Täri". Ein Ausdruck
der Beaglichkeit ist ein dumpfes Kurrut, der Warnungsruf ein
leises Kurr.

Jetzt ist im Walde auch das Balzen des B i z l b a h n s zu be-
lauschen mit seinem wunderlichen Reichtum an Tönen: Bad, bad,
Tschsch, ruttur ruttur rullt urr urr urr ruttur ruttur rudi. —
Den Ruf des K i b i s hören wir häufig auf sumpfigen Wiesen:
Kiwit, kwit; das ist der Lodion dieser Vögel. Ihr Angst-
ruf klingt wie „Chrüü“, der Paarungsruf wie Chähquertboit kwit-
kwitkwit kwit. — Die Stimme der S c h n e p f e entbehrt das
Wohllauts: Kach, Dad, Weth ruf sie heiser und gedämpft, nur in
der Zeit der Liebe wandelt sie den Ton zu einem kurzen Pfeifen.

Erachtet der Mädel und Mädeln und Weiben, das legt die Grün-
lichschönheit an, nicht, mer aber auch nur einige Instrumente
mit Sicherheit herausbringen kann, wird angesetzt werden, auch die
andern Sängern und Ruder der großen Gesellschaften zu lernen.

Mai-Sitten

Wollte Bräutche — Mädchen werden verheiratet — Walpurgisnacht
Überall unter vielen Völkern Afrikas und Europas gab es seit
uralter Zeit Feste zur Feier der Einkehr des Frühlings. Bei den
G e r m a n e n begann man in der Nacht am Anfang des Bonne-
monats Mai F r e u d e n f e s t e zu Ehren der Hochzeit des Rodon
mit der gütigen Frühlingsgöttin Freya. Ihr war der Bonnemont
abewilligt. Auf den Bergspitzen entzündeten unsere Vorfahren in
der Nacht zum Maibeginn F r e u d e n f e s t e r, um die das junge
Volk tanzte. Noch heute gibt es in manchen Gegenden diesen Ge-
brauch, bei dem die jungen Mädchen an die Burgen v e r s t e i g e r t
werden. Wer aber in der Maienacht eine Schöne gewinnt, der
darf das ganze Jahr hindurch nicht mit einer anderen gehen und
steht nur mit seiner Maid tanzen. Beim Maienfest werden auch
heute noch der Maienkönig und die Maienkönigin geführt (gewählt).
Nicht selten sind aus solchen Verbindungen glückliche Ehepaare ge-
worden.

Kraft ist auch die Sitte, eine junge, grüne Birke mit
bunten Bändern geschmückt am ersten Tage des Bonnemonts als
Maibaum im Dorfe aufzustellen, darunter das junge Volk sich bei
Tanz, Schmaus und Spiel erheitert. In manchen Gegenden stellen
die Burden auch wohl den jungen Mädchen einen Maibaum zum
Zeichen ihrer Liebe unter das Kammerfenster. Birke und Hollun-
der waren bei den alten Germanen der den Liebenden aufgesinnten
Göttinmutter Freya geweiht, ebenso wie die E i c h e als der Baum
Wodans galt. Noch jetzt sagt man wohl in Westfalen: „Wörn
Soller (Hollunder) mot man den Haut aufnäm!“

Zu Beginn des Bonnemonts zogen die guten Götter von den
Bergen zu Tal. Vor ihnen flohen die bösen Wintergeister, und
unter den Segenswünschen der Himmelskinder begann die Natur aus
neue zu grünen und zu blühen. Vielleicht ist mit diesem Glauben
der alten Germanen auch der in manchen Gegenden übliche M a i e n -
r i t t um die Saatzfelder mit einem nachfolgenden Ringelreiten auf
grünen Wiesenplan zurückzuführen. Früher ritt in einigen Gegen-
den B a v e r n s sogar der Pfarer im vollen Ornat hoch zu Ross
mit, um die jung liebreichenden Felder zu weihen. Dieser Gebrauch
war auch als Maiensritt bekannt.

Kraft ist auch der Glaube an die heilige Kraft des M a i e n -
t a u s. Rainwasser, Maitan, Maitagen, so glauben die Leute, be-
sitzen gesundheitsbringende Wirkung. Für besonders heilkräftig
gegen Augenleiden hält man das vor Sonnenanfang des 1. Mai
im Brunnen oder Bergbach geschöpfte Wasser. Ein alter Spruch
sagt: „Im Meyen ist die beste Zeit, eine Badfahrt anzutreten!“
Tatsächlich verordnet auch Alerse im Mittelalter den Heilkuren
in den Wildbädern zur Zeit des jungfrühen Maienmonats. So
spricht P a r a c e l l u s von der verjüngenden Maitraft der Bäder.

Unter der Einwirkung des Christentums sind die Reste der al-
germanischen Kultgebräuche immer mehr verschwunden, oder sie
nahmen eine vollkommen veränderte Form an. Das betrifft z. B.
die am 1. Mai begangene W a l p u r g i s n a c h t, die vor allem ja
heute noch auf dem B r o d e n, den Bergen oder Blodsberge, be-
gangen wird. Walpurgis war Ende des 8. Jahrhunderts Wollfist
im Kloster zu Heidenheim bei Eichstätt. Sie galt im Volk als die
Besitzerin aller Zauber- und Zerkniffe, und da ihre Heilens-
prechung an einem 1. Mai geschah, so fällt auf diesen Tag auch das
Walpurgisfest.

Noch lange nach Vordringen des Christentums im alten Sachsen
und im Harz feierten wohl oben auf der Brodenhöhe Anhänger der
altgermanischen Götter in der Nacht zum 1. Mai ein Fest zu Ehren
der Hochzeit des Wodan mit der Freya. Mächtige Feuer wurden da-
bei abgebrannt, bei deren Aufleuchten dann die schon christlich ge-
wordenen Talbewohner an ein wildes Treiben böser Geister und
Hexen auf der Bergspitze glauben und darin sicherlich von den Geis-
lichen bestärkt wurden. So entstand aus dem Frühlingsfest der heid-
nischen Germanen die bis heute ererbte W a l p u r g i s n a c h t -
f e i e r auf dem Broden, da alljährlich viele Menschen hinaufziehen,
um nächstlicherweile unter Abwehren von Böllern und Feuerwerk,
in Leuchtmasken und Mummenschaus mit den Brodengeiern und
Hexen ein feuchtschöndliches Fest bis zum frühen Morgen zu begeben.
Eine Fahrt in den Harz, ein Ausflug nach dem Broden zur Feier
der Walpurgisnacht ist sicherlich der Mühe wert. Goethe sogar war
davon begeistert. Er hat die Walpurgisnacht auf dem Blodsberg
in seinem „Faust“ verewigt.

Auch bei den alten G r i e c h e n und R ö m e r n wurde der Ein-
zug des Bonnemonts festlich begangen. Maria, nach dem Glauben
der Griechen die Tochter des Atlas und der Pleione, gebar als Ge-
liebte des Zeus den Götterboten Hermes. Maia, in der römischen
Göttermelt die Tochter des Faunus und Gemahlin des Vulkan,
galt im alten Rom als Fruchtbarkeit verleihende Frühlingsgöttin.
Nach ihr erhielt der Bonnemont den Namen Maius, daher auch
unser Wort Mai stammt. Am 1. Mai opferten die Römer der Göt-
tin Maja bei Gelegenheit des Frühlingsfestes ein Schwein.

Wie im Weihnachtsfest und Ostertage, so fand auch im Pfingst-
fest Gebräuche altheidnischer Feiern übernommen, und zwar vor
allem aus dem Frühlingsfeste zum 1. Mai. Das betrifft u. a. auch
das Pflanzen von Maibaumen (Birken), an den Straßen und das
Schmücken der Hausgänge mit Maigrün zu Pfingsten.

Einen Bekannten habe ich, der niemals liest, kein Buch, keine
Zeitung rührt er an — er will ein Original sein und erreicht es
auf diese Weise. Ich aber muß gestehen, daß ich keinen unbeträch-
tlichen Teil meiner Zeit mit den Gedanken anderer Leute verbringe.
Ich verträume mein Leben in den Wäntzen anderer. Meine
Wonne ist es, mich in den Geist anderer Menschen zu verlieren.
Wenn ich nicht spazieren gehe, lese ich. Stillstehen und denken kann
ich nicht. Die Bücher denken für mich. Ich habe auch keine Sym-
pathie und Antipathie in dieser Richtung und kann alles lesen,
was ich ein Buch nenne. Es gibt aber Dinge in Buchform, die ich
nicht als Bücher ansehe, dazu gehören Taschenbücher, Monatsblätter,
wissenschaftliche Abhandlungen, Almanachs, Statistiken und viele von
den Büchern, die in der Bibliothek eines gebildeten Mannes nicht
fehlen dürfen“. Abgesehen davon kann ich fast alles lesen.

Fest und dauerhaft gebunden zu sein, ist das Dauerfordernis
eines Bandes, die schöne Ausstattung kommt erst in zweiter Reihe.
Viele der Bücher aber werden dem echten Bücherliebhaber erst wert,
wenn der Einband etwas abgegriffen und die Wäntzen anderer Geis-
toren und veraltet, mit Stockfäden durchsetzt, wenn sie abgelagert
sind wie alter Wein. Was erzählen sie dann nicht alles von den
tausend Vögeln, die voll Entzünden ihre Seiten durchblättert haben,
von den vielen Einleimen, denen sie nach mühseliger Taesarbeit
einen Geis bereitet! Wer möchte sie weniger abgegriffen haben?

Im allgemeinen muß man sagen, daß die Ansprüche an den Ein-
band eines Buches umso geringer sind, je besser sein Inhalt ist,
doch ist die Dauerhaftigkeit auf jeden Fall von größter Wichtigkeit.
Es kommt freilich bisweilen vor, daß ein Band noch lebt, wenn sein
Inhalt längst vom modernen Fortschritt zerfallen ist, daß also der
Zahn der Zeit rascher Arbeit tut, als die Wollen und Wäntzen.

Unendlich viel hängt davon ab, wann und wo man ein Buch
liest. Es ist ein anderes, ob man fünf Minuten vor dem Mittags-
essen aus Langeweile, weil das Essen noch nicht fertig ist, zu einem
Buch greift und ein paar Seiten liest, oder ob man sich im bequemen
Küchenschiff an den Kamin setzt, die grün beschirmte Studierlampe
anzündet und einen ganzen, langen, gemüthlichen Abend vor sich hat,
den man bei keinem Buch verleben kann. Es gibt Dichter, die man
überhaupt nur lesen sollte, nachdem man etwa durch eine Beethovenson-
nate seine Seele in die andächtige Schwingung versetzt hat, die zu
ihrer Aufnahme nötig ist. Aber welche Wonne kann so ein No-
vemberabend sein, wenn draußen der Regen peitscht und der Sturm
heult und wir in köstlicher Abgeschlossenheit uns innerem Buch bin-
genen. Dann Schatelesares „Sturm“ oder sein „Wintermärchen“
lesen ist Nidderleitung in das Paradies. So hinreichend wirkt die
Lektüre, daß man allmählich das Meiste vergißt und die Verse
laut zu lesen beginnt, immer mehr hineinleitend in die feurige
Begeisterung, die für die Seele so nötig ist, wie der Puls dem frie-
renden Leibe.

Zu den Unentzähllichkeiten des Lebens gehört eine ausgelesene
Zeitung; wir haben uns mit ihren Nachrichten und Neuigkeiten
vollgefogen wie ein Hagel und haben nun auf einmal den Anblick der
Zeitung, die muß uns möglichst schnell aus den Augen, denn der
Geruch ihrer Druckerwürde — penetriert in der Tat — fällt uns
jetzt auf die Nerven. Also weg damit. So undanbar sind die
Menschen. Nur was sie im Augenblick brauchen können, interessiert
sie. Aber sollten sie sich etwa mit Dingen belasten, die erledigt sind?
Und doch läßt sich nicht leugnen, daß fast jeder Mensch auf seine
Zeitung wirklich neugierig ist, — ebensowenig aber, daß er sie immer
ein wenig enttäuscht aus der Hand legt. Das, was er darin zu
lesen erwartete, hat natürlich wieder nicht dringestanden! — Und
doch — man kann es beim Friseur, beim Arzt, in der Bahn be-
obachten: lesen Zeitungen da, so streift jeder danach und flüchtet
sie, als hätte kein Seelenheil von den meist veralteten Zet-
rungen ab.

Das größte Mitleid habe ich mit den „Mittlern“, die in der
Bahn z. B. sich Hals und Augen verrenken müssen, um ein paar
Zeilen von der Lektüre ihres alljährlichen Nachbarn zu erwischen,
und ein Mann hat einmal auf einem Bahnhof meine ganze Sympathie
erzungen, als ich den folgenden Zug echter Mühseligkeit auf seinen
Mitteln sah und ihm beobachtete: Er hatte sich eine Zeitung ge-
kauft, hatte sie entfaltet und studiert eifrig etwas auf ihrer Innen-
seite. Vor der Außenseite der Zeitung hatte sich ein Mitleid er-
geekant, den die politischen Nachrichten und der Leitartikel un-
bändig zu interessieren schienen, denn er hatte weder Auge noch Ohr
für seine Umgebung. Der Zeitungsbefitzer hatte seine Lektüre be-
endet und wollte die Zeitung zusammenlegen, um sich zu entfernen,
als er auf einmal den verunkelten Mitleid bemerkte. Er winkte,
da er den Mann nicht lösen wollte, ohne weiteres einen Dienst-
mann heranzu, gab ihm ein Trinkgeld und drückte ihm die aufge-
schlagene Zeitung in die Hand, die er solange halten sollte, bis aus
der Mitleid seinen Wissensdurst befriedigt hätte, der übrigens vom
dem Wechsel der Personen gar nichts bemerkte.
Sa, wenn es solche Menschen mehr in der Welt gäbe, dann wäre
für alle Bücherwürmer das goldene Zeitalter angebrochen.

Parlaments-Stilblüten von Kapital und Wirtschaft

Man nennt den Etat des Reiches auch Haushaltsplan. Der
Name rührt daher, weil das Haushalten nur geplant ist; durchge-
führt wird es doch nicht.

Immer neue Steuern und keine Losen für die Wirtschaft! Man
sollte doch meinen, daß eine Regierung, die so viel einnimmt, auch
etwas machen kann.

Der Geist Helfertichs ist die böse Sieben, die am Markt des
deutschen Volkes nagt und dabei noch ein frommes Gesicht macht.

Weiße Kreise des Handels und der Wirtschaft haben tiefen ver-
drühten Riesenbandwurm mit großem Widerstreben geschluckt. Er ist
davon nicht kräftiger geworden.

Was nützt uns aller Handel und Wandel, wenn er von vorn
eine schöne Fassade und hinten keine Luft hat.

Unsere Wirtschaft ist nach Sowjetrußland gesungen und hat
dort Konzessionen geschluckt. Man laßt, das sei ihr bekommen wie
einem Berkerker ein Besuch im Nonnenkloster.

Das Gesetz beunruhigt mit Recht die großen Trusts und Gesell-
schaften, denn diese sind es, die mehr noch als die Großgrundbesitzer
an schrecklichen Seuchen leiden.

Das Deutsche Wirtschaftsleben ist auf dem Wege, wieder ein
starker Mann zu werden. Ein starker Mann aber sollte auch einmal
einen starken Ton von sich geben können.

Das Betriebsrätegesetz ist der langsam fließende Quell, der all-
mählich das ganze deutsche Wirtschaftsleben zu erdroffen droht.

Unter diesen Freiweibern der Wirtschaft gibt es Leute, die nicht
einmal mit Druckerwürde mehr reinkommen können.

Neben Sie nicht immer von der altiven Handelsbilanz Frank-
reichs, sondern greifen Sie an ihren eigenen Büchern, da ist ein üppi-
ges Feld. Oder sollten Sie etwa zwei Rufen in Ihrer Seele haben?

Diese Zollvorlage ist ein totegeborenes Kind. Die Wirtschaft
wird schon dafür sorgen, daß ihr stückweise das Lebenslicht ausge-
blasen wird, wie einem Hundeshwanz.

Glauben Sie, Kapital und Großindustrie würden ihre Knochen
dazu hergeben, daß die Kommunisten Honig daraus saugen können?

Hilfe für die Ruhrindustrie, das ist der springende Punkt, auf
dem von impotenten Reitern dauernd herumgeritten wird.

Und so ist es erklärlich, wenn einer meiner Fraktionskollegen
einmal meinte: „Zuerst soll der Wirtschaft weitgehend geholfen wer-
den, dann wird ihr als dem Hauptfeuerträger das Fell über beide
Ohren gezogen und schließlich wird sie auch noch auseinander wie
eine faule Zitrone.“ Da kann man also sagen: Anfinn und Ver-
nunft sind nicht mehr zu unterscheiden.

Auch den Industriebaronen wird es nicht gelingen, das schwie-
rige Ei des Kolumbus zu legen. Denn es ist faul von unten bis
oben.

Wollen Sie der leidenden deutschen Spiritusindustrie helfen, so
trinken Sie Grog, und wollen Sie der leidenden Zuderindustrie hel-
fen, so trinken Sie nachmals Grog. Soll aber beiden Industrien ge-
holfen werden, so muß der Grog das Nationalgetränk der Deutschen
werden.

Meinen Herrn Korredner, der für vernünftige Zölle eingetreten
ist, muß ich entzegen, daß die Vernunft als solche gar kein verfall-
ungsmäßig anerkannter Faktor ist.

Welt und Wissen

Können Mäden riechen? Daß die Mäden ihre Opfer auch in
der Dunkelheit und oft gerade dann am besten zu finden wissen, hat
gar mancher an seinem eigenen Leibe schon in recht wehrvoller
Deutlichkeit erfahren müssen. Der berühmte Naturforscher Pro-
fessor Dabli, von der Universität Breslau schließt daraus, daß es der
Geruchssinn sei, der die kleinen Vampire im Dunkeln leitet. Expe-
rimente zur Feststellung des Geruchssinns sind bei Stachmäden zwar
noch nicht mit einwandfreiem Ergebnis angestellt worden, doch ist
gerade aus dem angegebenen Grunde nicht an dem Vorhandensein
eines solchen Sinnesorgans zu zweifeln. Auch die Tatsache, daß
schwere überhitzte Oele die hungerigen Insektengerichte abhalten,
spricht sehr dafür; offenbar handelt es sich dabei um ein Ver-
drücken des Körnergeruchs durch einen stärkeren Geruch. Allerdings
darf man nicht erwarten, daß alle Stoffe, die für uns Menschen
einen durchdringenden Geruch haben, auch für die Tiere stark riechen
müssen. Kamentlich kann der Empfindungswert der Gerüche für
ein Tier ein ganz anderer sein als für den Menschen. Was uns
angenehm ist, kann dem Tiere unangenehm oder gleichgültig sein und
umgekehrt. Zu den Stoffen, die den Mäden angenehm und un-
angenehm sind und sie eine Zeitlang fernhalten, gehören Kampfer,
Flußkantal, Pfefferminzöl, Zitronensäure, Citronenöl, ferner Eu-
calyptusöl, Karbolnaphthalin, Lavendelöl, Knoblauchöl und Kreosol.
Verreibt man diese Mittel, so ist man wenigstens einigermaßen
vor den heimtückischen Insektengeißeln geschützt. In recht zweckmäßi-